



Predigt vom 29. Juli 2018 in der Stadtkirche Aarau

Text: Markus 6,1-6

Jesus ging vom Haus des Jairus weg und kam in seine Heimatstadt Nazaret. Seine Jünger begleiteten ihn. Am Sabbat lehrte Jesus in der Synagoge. Viele, die ihn hörten, waren tief beeindruckt. Sie fragten: »Wo hat er das her? Woher hat er solche Weisheit bekommen? Und wieso geschehen durch seine Hände solche Wunder? Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn von Maria? Und ist das nicht der Bruder von Jakobus, Joses, Judas und Simon? Leben nicht auch seine Schwestern hier bei uns?« Und sie nahmen Anstoss an ihm.

Aber Jesus sagte zu ihnen: »Nirgendwo gilt ein Prophet so wenig wie in seiner Heimatstadt, bei seinen Verwandten und bei seiner Familie.« Deshalb konnte er dort auch keine Wunder tun. Er legte nur einigen Kranken die Hände auf und heilte sie. Und Jesus wunderte sich über ihren Unglauben.

Liebe Gemeinde

Fast immer läuft es bei uns gleich: Stehen Ferien vor der Türe kann es die ganze Familie kaum erwarten, bis es endlich losgeht. Die Kinder sind aufgeregt wie sonst nur an Weihnachten. Alle packen ihre sieben Sachen. Und alle freuen sich darauf. Aber ist man dann am Ziel auch angekommen und sind die Ferien auch tatsächlich losgegangen, vergehen keine drei Tage, bis eines unserer Kinder fragt: Wann gehen wir eigentlich wieder nach Hause?

Während bei uns Erwachsenen zu diesem Zeitpunkt das Fernweh längst noch nicht gestillt ist, haben die Kinder schon einen ersten Anflug von Heimweh. Und das hat nichts damit zu tun, dass ihnen die Ferien nicht gefallen. Da kann sogar alles stimmen und das schönste Wetter sein und

doch vermissen die Kinder halt jenen Ort, wo sie zuhause sind. Sie vermissen ihre Spielsachen und die Nachbarskinder. Sie vermissen ihre vertraute Umgebung.

Auch Jesus zieht es in seine Heimat. Er ist mit Bestimmtheit schon einiges länger als drei Tage unterwegs. Was ihn heimzieht, wissen wir nicht: Ein Anflug von Heimweh? Ist er interessiert, was zuhause so geht? Oder liegt Nazareth mehr zufällig einfach am Weg? Wie auch immer: Heim kommen nach einer langen Zeit ist ein besonderer Moment. Man nimmt eine vertraute Umgebung plötzlich ganz anders wahr. Man sieht bekannte Gesichter. Aber diese Gesichter sind in der Zwischenzeit etwas älter und runzlicher geworden. Man spürt eine Vertrautheit und eine Verbindung. Aber man merkt auch, dass man nach einer so langen Abwesenheit nicht einfach dort anknüpfen kann, wo man aufgehört hat.

Jesus kommt also nach Nazareth. In das Dorf, wo er aufgewachsen ist. Es gibt ein freudiges Wiedersehen. Man isst und trinkt zusammen. Erzählt einander und tauscht sich aus. Will so einiges voneinander wissen. Man hört Jesus zu. Nicht ohne Stolz. Schliesslich ist er mittlerweile weit über Nazareth hinaus bekannt. Und dann wird es Sabbat. Und man geht, wie das Brauch ist, in die Synagoge. Man erteilt Jesus das Wort. Jetzt, wo er schon einmal zuhause ist. Und was Jesus sagt, hat Hände und Füsse. Was er sagt, ist einleuchtend und geht ans Herz. Die Menschen staunen. Sie sind überwältigt und tief beeindruckt.

Doch dann fragt plötzlich einer: „Wo hat er das eigentlich her?“ Und ein anderer doppelt nach: „Woher hat er diese Weisheit?“ Und so fragen sie weiter. Eine Frage ergibt die andere. Bis einer sagt: „Ist das nicht der Zimmermann? Der Sohn der Maria?“ Das ist eigentlich schon keine Frage mehr. Das ist eine Feststellung. Und diese Feststellung hat auch etwas Abschätziges. „Ist das nicht der Sohn der Maria?“

Eigentlich war es damals üblich der Sohn nach dem Vater zu benennen. „Ist das nicht der Sohn des Josefs?“ So zu fragen wäre angebrachter und weniger verfänglich. Aber mit dieser spitzen Bemerkung „Ist das nicht der Sohn der Maria?“ wird der Finger auf einen wunden Punkt gelegt. Diese Bemerkung macht deutlich: Jesus stammt nicht aus einer intakten Familie, so wie sich das gehört. Die Bemerkung nährt den Verdacht, er sei ein uneheliches Kind. Ein Kind aus ungeklärten Familienverhältnissen. „Ist das nicht der Sohn der Maria?“

Und plötzlich kippt die Stimmung. Sind die Leute am Anfang noch tief beeindruckt und überwältigt, macht sich jetzt Ablehnung breit. Sie nehmen Anstoss an ihm. Aber was dabei auffällt: Inhaltlich wird nicht der leiseste Ton einer Kritik laut. Es gibt kein Widerspruch. Keine Debatte. Kein Streitgespräch. Inhaltlich scheinen sie mit ihm sogar einverstanden. Sie attestieren ihm ja eine erstaunliche Weisheit. Trotzdem nehmen sie Anstoss an ihm.

In der griechischen Formulierung, die der Evangelist Markus an dieser Stelle braucht, versteckt sich das Wort „Skandal“. Für die Leute aus Nazareth ist es ein Skandal, dass ein uneheliches Kind, ein simpler Bützer der ersehnte Messias sein soll. „Das ist ein Skandal!“ rufen sie. Der Messias kann doch nicht so gewöhnlich, so alltäglich sein. Der Messias muss doch eine Leuchtfigur sein. Ein Star. Etwas Besonders. Genau diese Erwartung des Besonderen erfüllt Jesus nicht. Ganz im Gegenteil. Er steht dafür ein, dass Gott im ganz gewöhnlichen Alltag erfahrbar und spürbar ist. Aber manchmal muss man eben die Perspektive wechseln, um den Himmel zu sehen.

Immer wieder spricht Jesus vom Himmelreich oder vom Reich Gottes. Aber er braucht dafür keine abstrakten Definitionen, sondern Bilder aus dem Alltag. Sauerteig und Senfkorn. Das Alltägliche und Unscheinbare hat mit Gott mehr zu tun als wir meinen. Sauerteig und Senfkorn. Beides bekommt plötzlich etwas Verheissungsvolles. Wo Sauerteig und Senfkorn zum Gleichnis für das Reich Gottes werden, da lässt sich allerdings nicht mehr fein säuberlich trennen zwischen heilig und profan. Zwischen Sabbat und Alltag. Auch nicht mehr zwischen Spiritualität und Politik. Als wären das zwei Bereiche, die nichts miteinander zu tun haben.

Für die Nazarener aber ist das ein Skandal, weil dadurch ihr Weltbild auf den Kopf gestellt wird. Und weil Jesus sich weigert, ihr Denken in fixen Kategorien religiös zu legitimieren. Die Nazarener nehmen Anstoss an ihm. Und Jesus wundert sich. „Nirgendwo gilt ein Prophet so wenig wie in seiner Heimatstadt, bei seinen Verwandten und bei seiner Familie.“ Sagt er.

Sein Besuch in Nazareth entwickelt sich alles andere als zu einem Heimspiel. Und je länger je mehr herrscht eine totale Blockade, die alles verunmöglicht. Selbst der Sohn Gottes schafft hier keine Wunder. Selbst ihm scheinen da die Hände gebunden zu sein. Je länger sein Besuch in Nazareth dauert, wird deutlich, wie fremd er sich dort fühlt. Fremd in der eigenen Heimat.

Jetzt könnte uns dieser Knatsch in Nazareth ja eigentlich egal sein. Schliesslich haben wir mit Nazareth nichts am Hut. Aber Jesus hat ja nicht nur eine rein biografische Heimat. Eben Nazareth. Fast wichtiger als die biografische ist die geistige Heimat. Dort, wo man die gleichen Werte und Ideale miteinander teilt. Bis heute wird Europa ja als christliches Abendland bezeichnet. Man nimmt damit in Anspruch, ein Stück geistige Heimat des Christentums und damit auch ein Stück geistige Heimat von Jesus zu sein. So gesehen wird diese Szene aus Nazareth wieder aktuell. Brisant aktuell.

Jesus fühlt sich fremd. Fremd und unverstanden in seiner eigenen Heimat. Ist das denn heute so anders? Muss er sich bei uns nicht erst recht auch fremd fühlen, wenn er sieht, was alles in seiner geistigen Heimat passiert?

Apropos Heimat: Ich bin fast sicher: In vielen 1. August-Ansprachen vom nächsten Mittwoch werden landauf landab wieder die christlichen Werte beschworen. Unsere christliche Kultur. Und unsere christliche Tradition. Ich bin jeder Politikerin und jedem Politiker dankbar, der dies tut. Aber gleichzeitig muss ich unweigerlich zurückfragen: Was heisst das denn eigentlich: Christliche Werte? Wie sehen die aus? Und wo kommen sie zum Tragen? Wo werden sie konkret? Wo werden sie zu Sauerteig und wo zum Senfkorn?

Wenn es bei christlichen Werten nur noch darum geht, dass Schweizer Kinder auch in Zukunft in der Schule einen Cervelat bräteln dürfen. Und wenn man meint, damit das christliche Abendland zu verteidigen. Dann ist das herzlich wenig. Nein, es nicht herzlich, es ist beschämend wenig. Was machen wir, dass sich Jesus in seiner geistigen Heimat nicht fremd fühlt? Was machen wir? Es lohnt sich, diese Frage mitzunehmen und darüber nachzudenken. Immer wieder. Nicht nur am 1. August.

Der Besuch Jesu in Nazareth entwickelt sich alles andere als zu einem Heimspiel. Am Schluss macht sich Ablehnung breit. Ablehnung bei den eigenen Leuten. Ablehnung bei den Verwandten. Sogar bei der eigenen Familie. Das schmerzt. Das tut weh. Es tut weh, dass ausgerechnet die eigenen Leute ihm nicht folgen. Dass ausgerechnet sie nicht sehen, welchen Weg Jesus seit seiner Kindheit zurückgelegt hat. Und es tut weh, auf seine Vergangenheit fixiert zu werden. „Ist das nicht der Zimmermann, der Sohn von Maria?“

Wo das geschieht, vergeben wir uns nicht nur die Chance etwas Neues und etwas Anderes zu lernen. Wo das geschieht, verschliessen wir uns auch gegenüber Gott. Und dann bleibt kein Platz mehr für Wunder. Dann herrscht Blockade.

Jesus fühlt sich fremd in der eigenen Heimat. Und vielleicht geht es uns als Christen in der heutigen Gesellschaft manchmal ähnlich. Da ist zwar noch oft die Rede von christlichen Werten. Aber viele tun dabei so, als sprechen sie da von der Vergangenheit. Eben von der christlichen Tradition. Von dem Überlieferten. Aber was ist denn mit Heute? Und was mit der Zukunft? „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“ (Hebräer 13,4) Heisst es im Hebräerbrief. Das ist wirkliches Fernweh. Werden wir von ihm ergriffen?

Mag sein, dass wir uns als Christen manchmal fremd fühlen in der heutigen Gesellschaft. Die Szene aus Nazareth zeigt: Jesus ging es diesbezüglich nicht anders. Aber ist das ein Trost? Ich weiss es nicht. Aber ich weiss, in welcher Hinsicht ich von ihm lernen kann:

Jesus wundert sich in Nazareth zwar über den Unglauben seiner eigenen Leute. Aber er hält diese Ablehnung aus. Auch wenn sie weh tut. Er verschliesst sich nicht. Er spielt nicht die beleidigte Leberwurst. Er „täubelet“ nicht. Er droht nicht. Er spielt sich nicht besserwisserisch auf. Er wundert sich nur. Vor allem aber: Er gibt nicht auf. Er geht seinen Weg. Geht ihn weiter. Wenn nicht in Nazareth, dann anderswo. Er macht sich auch weiterhin stark für das Reich Gottes. Für dieses Reich, das im Kommen ist und gleichzeitig in die Zukunft weist. Einem Senfkorn gleich. Er hält die gegenwärtige Fremdheit aus und verliert dabei die zukünftige Stadt nicht aus den Augen.

Als nächstes wird Jesus seine Jünger aussenden. Zu zweit. „Nehmt nur das allernötigste mit.“ Wird er ihnen raten. Denn es reist sich besser mit leichtem Gepäck. Und wer mit leichtem Gepäck unterwegs ist, bleibt auch innerlich beweglich. Genau das möchte ich von ihm lernen. Heute. Für die Zukunft.

Amen.